



Illyrisches Blatt.

Donnerstag den 12. December.

An das wohlthätige Publikum der Provinzial-Hauptstadt Laibach.

Um dem immer regern Wohlthätigkeitsfinne der edelmüthigen Bewohner Laibach's zu genügen, wird hiemit kund gemacht, daß von heute angefangen für die Enthebung von den Glückwünschen zum neuen Jahre 1840, die mit allgemeiner Beifimmung hier eingeführten Erlaßkarten, so wie für die Enthebung von den Glückwünschen zu Geburts- und Namensfesten wieder besondere Erlaßkarten, am Hauptplatze Haus Nr. 4 in der Apotheke zum goldenen Einhorn, gegen den bisher üblichen Erlag von zwanzig Kreuzer für die Person zu haben sind.

Da der Ertrag dieser Erlaßkarten dem Armeninstitute dieser Provinzial-Hauptstadt gewidmet ist, so wird auch ein höherer Erlag mit besonderm Danke angenommen, und die Namen derjenigen, welche durch Abnahme dieser Erlaßkarten sich von den erstern oder letztern Gratulationen, oder von beiden zugleich gesagt haben werden, sollen mittelst abgesonderter Verzeichnisse durch die Laibacher Zeitung, wie gewöhnlich, zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

Von der Armeninstituts-Commission. Laibach am 2. December 1839.

Ein Friedhofsbesuch.

Ballade von Johann N. Vogl.

Beim Todtengräber pocht es an,
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!“
„Thu' auf die Thür', und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab.“

Ein Fremder spricht's, mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.

„Wie heißt der Theure, der euch starb,
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?“

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
Der Marthe Sohn mehr am Gesicht?“

„Hilf Gott, wie groß, wie braungebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.“

„Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.“

„Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer todt's Mütterlein.“ —

Da steht der Krieger lang' und schweigt:
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht, und starrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt, und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.“

„Wie schloß' ein Raum so eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein!“

Vaterländisches.

Gesammelt und mitgetheilt von J. L.

L.

Zur Geschichte der Stadt Stein.

Stein (Lithopolis, Kamnek) gehört zu Oberkrain, und liegt zwei deutsche Meilen von Laibach entfernt, in einem Thale zwischen ziemlich hohen Gebirgen, am Flusse Feistritz.

Die Etymologie des Namens Stein ist im Deutschen sowohl als im Krainischen von selbst sehr leicht einzusehen. Dieser Ort scheint nämlich von dem Gesteine (Kamen in seiner Nachbarschaft diesen Namen erhalten zu haben.

Alten Sagen zu Folge soll vor einigen Jahrhunderten an diesem Orte ein großer See gestanden

seyn; aber seine Existenz können wir nicht beweisen, sondern mit mehrerem Grunde bezweifeln. Man will wirklich an den Ringmauern der sogenannten Klein-Beste eiserne Ringe, an die man die Schiffe festband, gefunden haben, aber hätte man sie auch wirklich gefunden, so beweisen diese Ringe doch nichts für das wirkliche ehemalige Vorhandenseyn eines Sees in dieser Gegend, indem man solche Ringe an mehreren alten Gemäuern fand, die wahrscheinlich zu einem andern Gebrauche dienten. Dieser See soll nun sehr tief gewesen seyn, und sein Umfang sehr groß. Aber wir finden weder eine physische noch literarische Spur davon. Warum sollten denn die Alten einen so wichtigen See mit Stillschweigen übergangen haben? Warum sollte Strabo, da er vom Zirkniger See so deutlich spricht: *Trajectus montis est a Tergesta, vico Carnico, ad Lacum Lugeum**), diesen See, der doch nicht so weit von jenem lag, nicht einmal einer Sylbe gewürdigt haben? Auch wäre das gänzliche Verschwinden oder Austrocknen eines so großen Sees doch immer für die Naturforscher der damaligen Zeiten eine viel zu wichtige Erscheinung gewesen, als daß man dessen gar nicht erwähnen sollte. Und endlich setzt man zu dieser Sage gewöhnlich noch eine zweite, die uns die jemalige Existenz dieses Sees ganz unglaublich machen muß. Zwischen Stein und Mannsburg soll nämlich zur Zeit der Existenz dieses Sees ein Mönchskloster gestanden seyn. Einst soll sich ein so fürchterlicher Wolfenbruch zutragen haben, daß ein Berg in zwei verschiedene zerrissen wurde. Der See stieg hoch über die Gränze seines Bettes, und die ganze weite Gegend umher setzte er tief unter das Wasser. Das Kloster wurde ein unglückliches Opfer dieser Ueberschwemmung, und die darin wohnenden Mönche nahmen ein trauriges Ende. Dieses liefert uns die Sage. Aber Valvasor bemerkt es ganz richtig**), daß vor dem Ende des zehnten Jahrhunderts kein Kloster in Krain gewesen sey. Der Untergang dieses Klosters, das nach dem Ausgange des zehnten, höchstens erst im Anfange des elften Jahrhunderts erbaut werden konnte, und das wirkliche Vorhandenseyn dieses Sees wäre denn nun kaum acht Jahrhunderte von unsern Zeiten entfernt. Die damaligen Mönche, diese fleißigen Sammler aller für ihre Ordensbrüder glücklichen und unglücklichen Begebenheiten, würden doch wahrscheinlich den traurigen Untergang so vieler ihrer Ordensgenossen schriftlich in ihren Bibliotheken der Nachwelt aufbewahrt haben, indem es damals schon in Kärnten und Steyermark mehrere Klöster gab. Von allen diesen

Ereignissen müßten also noch Urkunden, oder doch nur Winke und Fingerzeige in den Schriftstellern vorhanden seyn, indem diese Ueberschwemmung doch nicht in die vom Schleier der Vergangenheit dicht umhüllten Zeiten der oggygischen Sündfluth gehört; aber von allem diesen finden wir nichts. Ferner soll an der Gränze dieses Sees bei der Georgskirche zu Neut eine Pfarre gewesen seyn, von der man ebenfalls weder in den Kirchenurkunden, noch in andern Manuscripten eine Meldung findet. Ich glaube Gründe genug aufgestellt zu haben, die jemalige Existenz dieses Sees, der von Seite der Volks Sage nicht einmal die Ehre hatte, einen eigenen Namen zu führen, gänzlich zu läugnern. — Zurück denn nach dieser kleinen Ausschweifung zur Geschichte des Städtchens selbst.

Bei den öftern Einfällen der Türken nach Krain zogen sich gewöhnlich die unstreitbaren Glieder der adelichen Familien nach Stein, und dadurch gewann es nicht wenig an Wohlstand und Reichthum. Als aber die glücklichen Tage der Ruhe unserm Vaterlande sich nahten, hörte dieser Ort auch auf, der Sicherheitshafen reicher Flüchtlinge zu seyn, und er nahm so ab, daß viele Häuser in demselben unbewohnt blieben, ja, daß man zu Valvasor's Zeiten, seinem eigenen Zeugnisse zu Folge, sich ein schönes geräumiges Haus auf ein ganzes Jahr lang um zwei Kronenthaler (4 fl. 32 kr.) mieten konnte. Aber späterhin schien dieser Ort sich wieder in etwas zu erhehlen. Stein hat ein Franciskaner-Kloster, das die Herren von und zu Hohenwart einst stifteten; mit diesem Kloster ist nun eine Normalschule verbunden, die mit Lehrern aus dem Orden besetzt wird. In einer Entfernung einer Viertelsstunde von Stein liegt das bereits eingegangene adelige Nonnenstift, Münkendorf, das im Jahre 1307 von dem Herrn von Gallenberg gestiftet wurde; Stein hat eine Caserne und eine schöne Pfarrkirche. Von der sogenannten alten Klein-Beste haben sich nur wenige Theile des Gemäuers bis auf unsere Tage erhalten. Inner einer Ringmauer derselben stehen noch drei kleine Capellen, eine über die andere gebaut, deren hohes Alter man nicht bezweifeln kann.

Uebrigens war das Städtchen von jeher ein unglücklicher Ort, besonders in Hinsicht des Feuers. Abgerechnet, daß der Schauer ihre Felder so oft verwüstet, wurde es durch die fürchterlichsten Feuersbrünste sehr oft verheert. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts brannte es zweimal ab, und auch in unsern Tagen schon litt es durch dieses Unglück ungemain.

*) Geograph. lib. 7.

**) Im 8. Buche seiner Ehre des Herzogthums Krain, 4. Abschnitt, pag. 692.

Singedicht.

Die Rose taucht den Fuß in Wasser doch und Roth;
Was würzt ihr denn den Mund, und macht die Wang'
ihr roth?

An ihrem Fuße steht ein erdgeborner Schwamm,
Den giftig hat geschwellt der gern gesog'ne Schlamm.
Er trank den Schaum ihr weg, der Geist ist ihr geblieben,
Den sie zur Blüt' erschloß, von ihrer Art getrieben.
Sey du die Himmelsros' und nicht der Erdenpilz;
Saug Aether in dein Herz, nicht Gift in deine Milz.
Fr. Rückert.

Die Trauung.

Von Heinrich Steffens.

Die Insel Seeland ist gegen Nordwesten durch eine schmale, wüste, sandige Landstrecke mit einer Halbinsel verbunden, die anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt ist, und einen eigenen Bezirk (Dis. herred) bildet. Aber jenseits der einzigen kleinen Stadt der Halbinsel ragt ein Theil derselben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Ansehen. Der Flugsand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land sausen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entstehen, verwehen, und häufen sich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreisend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildesten Zerstörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, sandige Gegend einsam durchritt, erhob sich vom Meere aus Norden her ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben sich, die Wolken jagten sich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender, der Sand fing an, sich immer in größern und größeren Massen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob sich in Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das Pferd sank tief in den losen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermischt und alle Gegenstände in eine Staub- und Sandwolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm fauste durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitschten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne und durch die Staubwolke drang der Bliz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenscheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermischung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Drust ist, gab dieses Chaos das Bild eines wildzerrissenen Gemüthes: alle Hoffnung zerstört, jede Freude verschüttet, die Trümmer der

Vergangenheit, grause Wuth und Kummer verbleibend, unter der wüsten Stätte unruhiger Leidenschaften vergraben, die Stimme des Gewissens drohend, donnerähnlich, in der Ferne das verheerende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längst versiegten Thränenquellen sich gewaltsam stuthend eröffnen, und die Wehmuth die zerrissene Seele in ihren Welten begräbt.

In dieser traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, Rörwig, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugsand hat das Dorf verschüttet, die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben sich dicht am Ufer angebaut, nur die feste Kirche, auf einem Hügel erbaut, steht noch einsam, von der traurigen, beweglichen Debe umgeben. Sie ist der Schauplatz dieser räthselhaften Erzählung.

In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Orts, in fromme Betrachtungen versunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechselseitige Mißtrauen so wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauschen des Meeres unterbrochen und der blasser Mond spiegelte sich in seinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm starke Männertritte auf der Treppe und erwartete schon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geistlichem Troste beizustehen. Zwei fremde Männer traten schnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. „Mein Herr, sagte er, sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet schon in der entfernten Kirche. — Diese Summe, sprach er ferner, und zeigte dem Greis eine volle Goldbörse, wird sie für die Mühe und für das Schrecken über eine so unerwartete Aufforderung hinlänglich entschädigen.“ Der Greis starrte die fremden Gestalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Gespenstisches, zu haben schienen, stumm und erschrocken an. Der Fremde wiederholte seinen Antrag dringend und gebieterisch. Als der Greis sich erholt hatte, fing er milde an, den Fremden vorzustellen, wie sein Amt ihm nicht erlaube, eine solche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Personen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Gesetze fordern, zu begeben. Da trat der andere drohend hervor. „Mein Herr, sie haben die Wahl, folgen sie und nehmen sie die angebotene Summe, oder bleiben sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch ihren Kopf.“ Er hielt ihm eine Pistol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der

alte Prediger erblaste, erhob sich furchtsam und stillschweigend, kleidete sich schnell an und sagte dann: „Ich bin fertig.“ Die Fremden hatten zwar Dänisch gesprochen, aber so, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthselhaften Männer gingen schweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbstnacht, denn der Mond war schon untergegangen. Als sie aus dem Dorfe traten, sah der, von Schrecken und Erstaunen betäubte Greis die ferne Kirche hell erleuchtet; und noch immer stillschweigend schritten seine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, schnell durch die öde, sandige Fläche, während er mühsam und nachdenklich zu folgen strebte. Als sie die Kirche erreicht hatten, verbanden sie ihm die Augen. Die dem Prediger wohlbekannte Nebenthür eröffnete sich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menschen gewaltsam hineingestoßen. Um sich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in seiner Nähe Gespräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Russisch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung da stand, fühlte er sich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es schien, zurückgewichen; man löste die Binde, er erkannte den einen seiner nächtlichen Begleiter und fand sich vor dem Altar stehend. Eine Reihe großer brennender Wachlichter, in prächtigen silbernen Leuchtern, zierte den Altar; die Kirche selbst war durch viele Lichter so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände erkannte; und, war kurz vorher, als er, erblindet in das Gewühl des dichten Häufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, so erfüllte jetzt die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entsetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menschen besetzt waren, so war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein frisch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es sonst bedeckte, stand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger sah nichts als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß jemand sich rührte. So mag in der verirrten Seele ein stilles, dumpfes Brüten jeder entsetzlichen That vorangehen. Endlich richtete sich ein Mann auf, dessen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterschied und seinen hohen Stand verrieth. Er schritt rasch über den leeren Gang, indem die Menge ihn anstarrte, und seine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchse, breitschulterig,

von gebrungenem Bau, sein Gang trozig, das Gesicht gelblich braun, die Haare rabenschwarz, die Züge strenge, die Lippen wie voller Ingrimme geschlossen; eine kühn gebogene Nase erhöhte das Gebieterische seines Ansehens, dunkle, lange und buschige Augenbrauen überschatteten die kleinen schwarzen Augen, in welchen eine wilde Glut brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit starken goldenen Treppen besetzt, und an dem Kleide bligte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber besetzt, umschlang die schlanke Gestalt und warf sich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelsteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchste Anmuth und Schönheit ließ sich in den obschon entstellten Zügen des Gesichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erstarrt, kein Zug bewegte sich, die erblaßten Lippen schienen todt, die Augen wie gebrochen und die erschlafften Arme hingen völlig gerade an dem zusammengesunkenen Leib hinab. So kniete sie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entsetzen schien so Bewußtseyn wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer festzuhalten.

Jetzt erst entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib, in einem fragenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja spöttisch, über die kniende Braut wegblickte. Hinter den Bräutigam hatte sich ein riesenhafter Mann gestellt, von finstern Ansehen, der unbeweglich, starr und ernst vor sich hinsah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit stumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar seine Sprache verstehen würde. Es war ihm nicht wahrscheinlich. Dennoch faßte er sich, und wagte es, den Bräutigam nach den Namen des Brautpaares zu fragen. „Neander, Feodora,“ antwortete dieser mit einer rauhen Stimme.

(Beschluß folgt.)

Charade.

(Dreißig.)

Manch' Mutter die Ersten zum Kommenden spricht,
Er weckt dann das Kleine, das schlummert wohl nicht.
Die Letzte ist eine gefährliche Gabe,
Es klage ja Keiner, daß er sie nicht habe!
Das Ganze, ein Dichter, erreichte sein Ziel:
Er schrieb zwar ein Werk nur — doch wie es gefiel!

Auflösung der Charade aus dem Jlyr. Blatte Nr. 49:

Eisenach.